

Der Mietskontrakt.

Eine Berliner Geschichte von **Friedrich Lorenzen.**

(Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Die Begeisterung des Assessors für seinen Hauswirt würde vielleicht einen empfindlichen Stoß erhalten haben, wenn er Zeuge der kleinen Szene gewesen wäre, die sich zur selben Zeit in der Villa am Kurfürstendamm abspielte.

Dort stand vor Herrn Lehmann, der sich mit vergnügtem Schmunzeln ein über das andere Mal die Hände rieb, der Vizewirt Kiospolski und steckte grinsend die zwei Taler ein, die er soeben für seine Mitwirkung erhalten hatte.

Dann fragte er: „Wie gewöhnlich also, Herr Lehmann, nich wahr?"

„Gewiß, wie gewöhnlich, lieber Kiospolski. Die alte, bewährte Methode. Nehmen Sie mir den Assessor nur ordentlich hoch, der hat's! Sie wissen, es wird Ihr Schade nicht sein. Aber hier" — damit nahm er die Kreuzzeitung und zerknitterte das unschuldige Blatt zu einem unförmlichen Ballen — „werfen Sie die Zeitung fort! Sie hat ihre Schuldigkeit getan. Ich mag das langweilige, hochmütige Ding nicht länger im Hause haben."

Kiospolski nahm das Blatt und empfahl sich. Draußen aber murmelte er vor sich hin: „Erst werd' ick mal sehen, ob ick bei dem Hilfsarbeeter nich 'n bißchen Privatsahne abschöppen kann. Bloß for den Ollen zu arbeeten, hat keenen Zweck; det kommt noch immer früh jenug."

2.

Die Hochzeit ward in aller Stille gefeiert, und der Assessor reiste mit seiner Ida an die Ufer des Gardasees. Bei seiner Rückkehr fand er sein Heim aufs traulichste und vornehmste eingerichtet.

Kein Wunder! Hatte die Geheimrätin doch ganz gehörig in den Beutel greifen müssen. Allein die Herrichtung der Wohnung hatte ein kleines Vermögen verschlungen. Davon, daß der Wirt die Wohnung in stand setzte, war absolut nicht die Rede gewesen. Nein, Kiospolski hatte im Auftrage des Hausbesitzers erklärt: „Von Machenlassen steht nischt im Mietskontrakt, und wat nich schwarz uf weiß drinne steht, det jilt nich bei uns. Wenn Sie schön wohnen wollen, müssen Sie det ooch schöneken selber berappen." Überhaupt dieser Kiospolski! Welch ein Grobian war das! Fast jeden Tag hatte es einen ärgerlichen Auftritt mit ihm gegeben, es war ein fortwährendes Schimpfen und Kommandieren gewesen.

Der Assessor war aufs äußerste empört und wollte sofort dem Frechen den Kopf gehörig zurechtsetzen. Doch unterließ er es auf das inständige Bitten seiner Damen, doch nicht ohne zwingenden Grund Streit mit dem gewalttätigen Menschen anzufangen.

Kiospolski war besonders aus dem Grunde so grob gegen die Geheimrätin gewesen, weil sie ihm nichts zu verdienen gegeben und seine Hilfe beim Aufstellen der Möbel rundweg abgewiesen hatte. Gegen den Assessor und seine Frau war er anfangs die Höflichkeit selbst. Als jedoch auch von ihnen seine Dienste bei allerhand kleinen Hausarbeiten zurückgewiesen wurden, da sagte er zu seiner besseren Hälfte: „So, Karline, jetzt hat's jeschnappt! Jetzt sollen die da oben mir mal kennen lernen! Wat sich so 'n Stiesel wohl einbildet? Wat is er denn? Hilfsarbeeter! Det is wat Rechts! Als ick noch bei die städtische Straßenreinigung war, war ick V o r arbeeter, det is doch janz wat anders!"

„Det schtimmt!" pflichtete ihm die Gattin bei und hielt es nun für ihre Pflicht, über die Frau des „Hilfsarbeeters" loszuziehen: „Und wat is sie denn? Doch ooch nischt weiter. Ihre Jroßmutter hat noch in Eberswalde uf'm Markte jesessen und Appel verkooft. Na warte nur, mein Mäuseken, dir wollen wir schon kriegen!"

Und das würdige Ehepaar holte die Gilkaflasche aus dem Schrank und stärkte sich durch einen tüchtigen Zug zu löblichem Beginnen.

Mit allerhand kleinen Nadelstichen fing es an.

Wenn Lina, das schmucke Mädchen des Assessors, in der Eile einmal den näheren Weg über die „Herrschaftstreppe" ging, sandte ihr Kiospolski jedesmal ein grimmiges Donnerwetter nach und zwang sie, auch wenn sie bereits vor der Etagentür stand, umzukehren und die Hintertreppe hinaufzugehen. Auch fuhr er jedesmal mit groben Scheltworten dazwischen, wenn Lina in ihrem begreiflichen Drange, ihre Gedanken und Empfindungen einer mitfühlenden Seele mitzuteilen, ein paar Worte auf der Treppe mit den anderen Mädchen sprach.

Anfangs ließ Lina sich dies stillschweigend gefallen. Als er es jedoch einmal zu bunt machte und sie in Gegenwart Riekes, der feinen Köchin der Kanzleirätin, mit gemeinen Schimpfworten bedachte, da fuhr es aus ihr heraus: „Ach was, ich kann hier ruhig stehen. Das geht Sie gar nichts an. Sie haben mir gar nichts zu befehlen."

Aber da kam sie schön an. Solche Widersetzlichkeit war Kiospolski noch nie begegnet. Er bekam vor Wut einen ganz roten Kopf und rief: „Wat sagen Sie da, Sie dämliches Ding, Sie? Wissen Sie denn, wer ick bin? Ick bin der Vizewirt hier, ick hab' hier zu kommandieren. Und wenn ick wat sage, denn hat so 'n jrünes Baby wie Sie zu jehorchen. Verstanden? Und wenn Sie mir det nich jlooben wollen, denn lassen Sie sich mal von Ihre Herrschaft, dem Hilfsarbeeter, den Mietskontrakt zeigen. Dort steht in die ‚jemeinschaftliche Hausordnung' Paragraph 9 Absatz 17 oder 16, det alles Umherstehen und unnütze Jeräusch des Jesindes uf'm Hofe und die Treppe strengstens untersagt is. Det Jesinde, det sind S i e, verstehen Sie mir. In den Kontrakt steht

Ein durch elektrische Fernphotographie übertragenes Porträt des deutschen Kronprinzen.

(S. 11)

Jesinde, wat wahrscheinlichermang en Druckfehler is und Jesin d e l heeßen müßte. Und jetzt schert euch zum Kuckuck, ihr Jesindel, ihr, sonst soll euch noch alle beede der Deuwel frikassieren!"

Die beiden Mädchen erwiderten kein Wort, sie warfen dem groben Menschen nur ein paar Blicke zu, aus denen aller Haß und Verachtung sprühte, deren ein paar so junge Dinger nur fähig sind, und eilten nach oben. Lina, die eine zartbesaitete Natur war und eine solche Behandlung noch nie erfahren hatte, bekam einen förmlichen Weinkrampf und schluchzte ihrer Herrin vor, daß sie kündigen müßte, denn so etwas könnte kein anständiges Mädchen ertragen.

Frau Ida, die mit ihr sehr zufrieden war, gelang es nur mit Mühe, sie zu beschwichtigen und zur Zurücknahme der Kündigung zu veranlassen. Doch wirkte ein Ausgehtag außer der Reihe und ein Billett zum Zirkus Wunder, und Lina hatte dies erste bittere Leid bald verschmerzt. Doch hatte sie schon Lehre angenommen und vermied es sorgfältig, länger als es unbedingt nötig war, auf dem Flur und den Treppen sich aufzuhalten.

Aber der Krieg mit dem Vizewirt war damit keineswegs beendet. Im Gegenteil! Als Kiospolski auch mit dem besten Willen Lina keinen Verstoß gegen die „jemeinschaftliche Hausordnung" nachweisen konnte, richtete er seine vergifteten Pfeile gegen die Herrschaft.

Für den Assessor oder vielmehr für seine kleine Frau begann jetzt eine wahre Leidenszeit. Jeden Morgen, wenn der Assessor sich eben ins Ministerium begeben hatte, klingelte Kiospolski und verlangte, die Wasserleitung zu kontrollieren. Eine Viertelstunde fast manipulierte er an dem Hahn herum und hielt Lina in der Arbeit auf. Natürlich war alles in bester Ordnung, was ihn jedoch nicht abhielt, allerhand gewöhnliche Redensarten in den Bart zu brummen. Erst nachdem er alles voll gespritzt und mit seinen schmutzigen Schuhen den Fußboden voll getrampelt hatte, pflegte er sich zu entfernen.

Eine Woche etwa sah Frau Ida die Sache ruhig mit an, als Kiospolski aber fortfuhr, auch in der nächsten Woche Tag für Tag wiederzukommen, verlor sie die Geduld. Sie schlug ihm die Tür vor der Nase zu und verweigerte ihm rundweg den Eintritt.

Darauf schien er nur gewartet zu haben. Spornstreichs lief er zum nächsten Polizeirevier, holte sich einen Schutzmann und erschien in Begleitung der bewaffneten Macht wieder.

Die junge Frau war zu Tode erschrocken, glaubte sie doch nicht anders, als daß irgend ein gräßliches Verbrechen geschehen sei, als auf einmal ein bärtiger Vertreter der heiligen Hermandad bei ihr eintrat. Zum Glück kam jetzt auch gerade zufälligerweise der Assessor wieder nach Hause, der irgend ein Schriftstück auf dem Schreibtisch hatte liegen lassen. Weinend flog ihm seine Frau an den Hals und flehte ihn um Schutz an.

Der Assessor, im Hochgefühl seiner amtlichen Stellung, erbat im befehlenden Ton Aufklärung über diesen unerhörten Vorfall und drohte, sich bei dem Hausbesitzer zu beschweren. Aber Kiospolski zog ein Formular des Mietskontrakts aus der Tasche und las den Paragraphen vor, der bestimmt, daß dem Vermieter oder dessen Beauftragten das Recht zustehe, zur gewöhnlichen Tageszeit die Wohnung des Vermieters zu betreten.

„Sehen Sie, Herr Hilfsarbeeter," fügte er grinsend hinzu und hielt dem Assessor den Kontrakt hin, „det steht hier im Paragraph 5 und im Paragraph 13 nochmals. Det jetzt jewöhnliche Tageszeit is, werden Sie wohl nich bestreiten können, und weil Ihre Frau da mich nich einlassen wollte, hab' ick mir den Wachtmeester da jeholt, um ihr Achtung vor det Jesetz beizubringen."

Der Assessor, der es unter seiner Würde hielt, mit diesem Menschen sich in ein Wortgefecht einzulassen, sagte nur: „Gut, dann kommen Sie, und sehen Sie sich die Wohnung an. Ich wiederhole jedoch, daß ich gegen diesen rein schikanösen Akt Protest einlege und beim Hauswirt mich energisch beschweren werde."

„Det steht Ihnen frei," versetzte der Vizewirt, und von dem Schutzmann begleitet, der sich etwas unbehaglich fühlte und die Empfindung hatte, daß er hier als Hüter von Ordnung und Sitte eine etwas eigentümliche Rolle spielte, betrat er die Wohnung. Er begnügte sich diesmal nicht damit, nur die Wasserleitung nachzusehen, nein, er spazierte durch alle fünf Zimmer. Dann und wann blieb er stehen und räsonierte über die vielen Bilderhaken, welche die Wände ruiniert hätten, sonst aber fand er nichts, was ein Einschreiten rechtfertigen könnte.

Vor dem Fenster des Wohnzimmers indessen hatte die junge Frau ein Blumenbrett anbringen lassen, auf dem einige blühende Azaleen und Päonien standen. Kaum hatte Kiospolski dies erblickt, als er auch schon wie ein Blitz auf das unschuldige Brett losfuhr und in unverschämtem Tone ausrief: „Det Brett da wird mir sofort wegjenommen! So wat jibt's hier nich, det is strengstens verboten!" Und zum Schutzmann gewendet, fuhr er fort: „Det wissen Sie ooch, Herr Wachtmeester, det so wat nich jestattet is. Notieren Sie sich det man mal, 'n Strafmandat schad't die Herrschaften hier jar nischt. Det wär' doch noch schöner, 'n Blumenbrett vor't Fenster, det herunterfällt und die Leute die Köppe einschlägt."

Mit höhnischem Grinsen wandte er sich dann wieder an den Assessor und sagte: „Det hätten Sie eejentlich ooch wissen müssen, det so was nich jestattet is. Im Mietskontrakt Paragraph 9 Absatz 11 steht janz expreß: Blumenbretter dürfen nicht vor den Fenstern angebracht werden, ebensowenig Blumentöpfe! Sie haben den Kontrakt unterschrieben und müssen ihn ooch halten."

Der Assessor wußte sich in seiner Entrüstung kaum zu fassen, er mußte an sich halten, um den Frechen nicht niederzuschlagen. Nur mit Mühe bezwang er sich, riß die Tür auf und rief: „Lina, nehmen Sie sofort das Blumenbrett fort und tragen Sie es auf den Boden!"

Lina setzte die Blumentöpfe ins Zimmer, hob das Brett aus den Haken und machte sich auf den Weg nach dem Boden. Aber das Brett war ziemlich groß, und der Vizewirt stand so breitspurig in der Tür, daß sie ihm mit dem Brett ans Schienbein schlug. Obwohl sie sofort höflich um Entschuldigung bat, packte sie Kiospolski doch derb am Arm, hob mit einem wilden Fluch die Hand und hätte sie auf Linas blondes Haupt niedersausen lassen, wenn ihm der Schutzmann nicht in den Arm gefallen wäre.

„Lassen Sie das, Kiospolski!" kommandierte er. „Machen Sie keine Geschichten! Das Mädchen hat es nicht mit Absicht getan."

„Det jloobt, wer will!" polterte der Vizewirt, drohte dem Mädchen mit der Faust und sagte: „Na warte nur, Kanaille, dir krieg' ik sonsten mal, und dann jeht es dir schlecht!" Damit verließ er endlich das Gemach.

Der Assessor hielt den Schutzmann noch zurück und fragte ihn: „Sagen Sie mir, bitte, Herr Wachtmeister, muß ich mir als anständiger Mensch denn derartige Gemeinheiten gefallen lassen?"

„Ja, Herr Assessor," versetzte der Schutzmann höflich, „ich kann da nichts machen. Mit dem Blumenbrett war der Mann im Recht. Aber kommen Sie doch mal aufs Revieramt, vielleicht weiß unser Hauptmann Rat." —

Am Nachmittage dieses ereignisvollen Tages packte Lina ihre Sachen und verabschiedete sich von der jungen Frau. Keine Überredungskünste und keine Versprechungen hatten sie bewegen können, länger zu bleiben. „Lassen Sie das man, gnädige Frau," hatte sie gesagt, „es nützt doch nichts, ich kann nicht bleiben, und wenn Sie mir auch alles mögliche schenken. Denn was nützt mir das, wenn der Mensch mich totschlägt? Dazu fähig ist er, sehen Sie nur mal seine Augen an. Das blitzt ja darin wie lauter Mord und Totschlag. Ich wäre gerne bei Ihnen geblieben, wirklich. Denn Sie waren immer gut zu mir und der gnädige Herr auch. Aber es geht nicht länger, ich hätte vor Angst keine ruhige Minute."

Frau Ida ließ denn auch das Mädchen ziehen und machte sich auf den sauren Weg zum Mietskontor, um einen neuen dienstbaren Geist anzuwerben.

Der Assessor aber verfaßte ein langes Schreiben an Herrn Arnold Lehmann, in dem er bittere Klage über die Gewalttätigkeit des Vizewirts führte.

1 Sender. 2 Schnecke. 3 Zahnrad. 4 Stab. 5 Glaszylinder. 6 Gewinde. 7 Schraubenmutter. 8 Spiegel. 9 Selenzelle. 10 Nernstlampe. 11 Linse der Nernstlampe. 12 Batterie. 13 Erdleitung. 14 Fernleitung. 15 Galvanometerspule. 16 Rheostate. 17 Teslaröhre. 18 Erdleitung. 19 Glasröhre. 20 Zylinder. 21 Empfänger.

Darstellung des Senders und Empfängers eines elektrischen Fernphotographen. (S. 11)

Der neue Hauptbahnhof in Hamburg. (S. 12)
Nach einer Photographie von Otto Reich in Hamburg.

Eine Antwort auf dieses Schreiben erhielt er nicht. Wohl aber lief am anderen Tage bei dem Vizewirt eine Karte ein mit den lakonischen Worten: „Recht so, lieber Kiospolski, fahren Sie nur so fort!"

3.

Das Mietskontor der Witwe Meyer, eines der größten und bestrenommierten, nahm alle drei Etagen eines mäßig großen Hauses in der Friedrichstraße ein. Im Parterre befand sich das eigentliche Kontor, in dem die Korrespondenz erledigt, die Anmeldungen angenommen und die Gebühren gezahlt wurden; die dritte Etage barg die Privatwohnung der Witwe Meyer, während in dem ersten und zweiten Stock, die beide nur aus einem einzigen großen Saal bestanden, der Verkehr zwischen Herrschaften und Dienstboten stattfand und die Mietsverträge abgeschlossen wurden.

Als Frau Ida den großen Saal der ersten Etage betrat, war sie aufs äußerste erstaunt über das nie gesehene, wahrhaft großstädtische Leben und Treiben, das sich in dem weiten Raume abspielte. Es war ein fortwährendes Kommen und Gehen, ein endloses Auf- und Abwogen der verschiedenartigsten Frauengestalten — Herren waren gar nicht anwesend — daß man sich nur mit Mühe vorwärts bewegen konnte. Gegen hundert Dienstmädchen aus allen Altersklassen, von der kaum konfirmierten „Jöre" bis zur weißhaarigen, achtunggebietenden Mamsell, waren zugegen, standen an den Wänden oder saßen, ihr Dienstbuch in den Händen, auf den Bänken, die sich an den Mauern hinzogen. Man hätte beinahe in Versuchung geraten können, hier von einem modernen Sklavenmarkt zu reden. Aber ein Blick schon auf die selbstbewußten Gesichter der Küchenfeen und Stubennymphen zeigte deutlich, daß das Wort „Sklavenmarkt" hier ganz und gar nicht angebracht war. O nein, diese Mädchen, die dort zum allergrößten Teil in bunter, eleganter Kleiderpracht prangten, auf deren sauber frisierten Häuptern wahre Kunstwerke von Federputz, Spitzen und Blumengewinden schaukelten, fühlten sich durchaus nicht als Sklavinnen. Im Gegenteil — als Herrinnen fühlten sie sich, die sich sehr wohl bewußt waren, daß sie etwas Kostbares zu vergeben hatten, ihre eigene werte Persönlichkeit, die nicht so ohne weiteres zu haben war. Deshalb stellten sie auch mit den unglücklichen Hausfrauen, die ein Dienstmädchen brauchten, ein förmliches Examen an. Haarklein mußte ihnen berichtet werden, wo die Wohnung gelegen war, wie viele Treppen sie zählte, ob im Hause oder außerhalb gewaschen wurde, welch einen Beruf der Mann hatte, und vor allen Dingen, aus wie vielen Häuptern die Familie bestand. Wenn dann so eine bedauernswerte Hausfrau über ihre Personalien und die intimsten Verhältnisse ihres Hausstandes erschöpfend Auskunft gegeben hatte, dann erhielt sie von der gestrengen Examinantin nur zu oft die ungnädige Antwort: „Nee, Madameken, Ihr Dienst paßt nicht for mir. Vier Treppen hoch, selber waschen und dann noch drei Kinder, nee, det is nich mein Fall!"

(Fortsetzung folgt.)



Prinz Karl von Baden †. (S. 12)
Nach einer Photographie von Th. Schuhmann & Sohn, Hofphotographen in Karlsruhe.

Illustrierte Rundschau.

Die **elektrische Fernphotographie** ist jetzt durch Professor Arthur Korns Apparat derartig verbessert worden, daß es möglich ist, ein Bild von 13×18 Zentimeter Größe in 6 bis 12 Minuten auf jeder europäischen Telegraphenleitung zu übertragen. Die erste praktische Anwendung findet die Erfindung in der französischen Zeitschrift „L'Illustration", deren Direktor mit Professor Korn in München einen Vertrag abgeschlossen hat. Als erstes durch elektrische Ferntelegraphie übertragenes Bild erschien in dieser Zeitschrift das **Porträt des deutschen Kronprinzen.** Der Kornsche Apparat zerfällt in zwei Teile: einen **Sender** und einen **Empfänger.** Beide besitzen zwei völlig gleiche und sich gleich schnell bewegende Glaszylinder. Auf dem des Senders wird eine auf einen durchscheinenden Film kopierte Photographie aufgewickelt, daneben befindet sich eine Nernstlampe, welche durch eine Linse und einen Spiegel nach und nach jeden Fleck des Films ableuchtet. Dadurch wird eine im Innern des Zylinders angebrachte Selenzelle beeinflußt, die bekanntlich die Eigenschaft besitzt, ihren elektrischen Leitungswiderstand je nach der Beleuchtung zu ändern. Sie ist in eine elektrische Batterie eingeschaltet, durch welche die wechselnden Ströme der Empfangsstation mitgeteilt werden. Deren Zylinder ist mit lichtempfindlichem Papier

überzogen. Durch weitere Hilfe eines Galvanometers, einer Teslaröhre und Rheostaten kommt nun auf diesem ein Bild zu stande, das dem auf der Geberstation völlig gleicht. — Der **neue Hauptbahnhof in Hamburg** ist ein gewaltiges Bauwerk aus Eisen und Glas, bei dem Steinarchitektur nur an den Fronten verwendet worden ist. Der mittlere Bogen der Halle überspannt 12 Gleise und 12 Bahnsteige und hat eine Spannweite von 73 Meter bei einer Höhe von 35 Meter. Die Länge der Halle beträgt 146 Meter. Die Gesamtkosten mit Einschluß des Umbaues der Bahnanlagen in Hamburg und Altona betrugen 85 Millionen Mark. — In dem verstorbenen **Prinzen Karl von Baden** ist der letzte der drei Brüder des greisen Großherzogs dahingegangen. Er wurde am 9. März 1832 in Karlsruhe geboren, stand lange Jahre hindurch in österreichischen Militärdiensten, seit 1865 im badischen Dienst und war preußischer General der Kavallerie. 1871 schloß er eine morganatische Ehe mit der Freiin Rosalie v. Beust.

Der Boulevard de la Croisette in Cannes.

(Mit Bild.)

Unter den Winterkurorten der Riviera gilt Cannes als der vornehmste. Vor sechzig Jahren war es noch ein elendes Fischerdorf, jetzt hat es 23,000 Einwohner und durchschnittlich jeden Winter 15,000 Kurgäste, unter denen sich neuerdings auch zahlreiche Deutsche befinden. Seinen besonderen Charakter erhält Cannes aber durch die Ansiedlung von Mitgliedern der englischen, französischen und russischen Aristokratie in eigenen prächtigen Villen. Ein großer Teil dieser letzteren, sowie zahlreiche Hotels liegen am Boulevard de la Croisette gegenüber dem Meere. Die prachtvolle Küstenpromenade ist 2350 Meter lang. Unter den Palmen, deren lange Reihe sich zwischen dem Spazierweg für Fußgänger am Meer und der Fahrstraße hinzieht, stehen bequeme Aussichtsbänke. Unser Bild zeigt auch den malerischen Aufbau der



Der Boulevard de la Croisette in Cannes.

Stadt um den Mont Chevalier mit seiner alten Kirche und der Schloßruine.

Harte Zeiten.

(Mit Bild auf Seite 13.)

Das ist einmal eine gefiederte Vagabundengesellschaft! Fahrende Musikanten! Aber die Zeiten sind schlecht, und die Kunst geht nach Brot. Der Winter deckte ein weißes Tafeltuch über die Erde, doch bietet er darauf nichts zu schnabelieren. Nun sitzt unsere Musikantenfamilie traurig und kopfhängerisch in ihrem luftigen, jetzt sogar zugigen Haus und denkt an die Zeiten, da es in denselben Räumen so lustig und vollauf herging. Da hatten sie wie echte Künstler das Leben und die Luft hingenommen wie das Atmen, ohne an das Morgen zu denken und vorzusorgen. Jetzt ist Schmalhans Küchenmeister, alles, was zu finden ist, sind ein paar armselige erfrorene Vogelbeeren, die niemand mag. Aber da — während die Vögel trübselig beisammensitzen — was klingt da aus dem niedrigen Busch herauf? Des Zaunkönigs Lied. Er, der kleinste, hat allein nicht den Mut verloren und denkt, sich zum Trost, daran, daß wieder ein Frühling kommen wird mit Lust und Liebe und Futter die Fülle.

Die Göttinger Revolution.

Historische Skizze von **Eugen Schmitt.**

(Nachdruck verboten.)

Das Jahr 1830 war eines der bewegtesten in der Zeit nach den Befreiungskriegen und in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts. Ganz plötzlich war in Paris die Julirevolution ausgebrochen, König Karl X. war fortgejagt worden, und Louis Philipp bestieg als „Bürgerkönig" den Thron. Zündstoff lag überall in den europäischen Staaten aufgehäuft, und der Revolutionsbrand, der in Frankreich entstand, setzte durch Funkenfeuer auch andere Revolutionsherde in Flammen. In Belgien und in Polen mußte mit blutiger Energie die Revolution niedergedrückt werden. Aber auch in einzelnen Städten Deutschlands, in Kassel, in Leipzig, in Dresden, in Braunschweig, kam es zu Tumulten.



Harte Zeiten. (S. 12)

Eine der merkwürdigsten Revolutionen aber, die nicht nur in jenem tollen Jahre, sondern wohl überhaupt stattgefunden haben, war die Revolution, die am 7. Januar 1831 in Göttingen ausbrach und bei der eigentlich niemand recht wußte, weshalb man revoltierte.

Noch am Morgen des 7. Januar hatte Göttingen keine Ahnung davon, daß es eine Revolution geben würde. Es lag auch gar keine Veranlassung zu einer solchen vor. Man war mit den Verhältnissen durchaus zufrieden. Das Königreich Hannover stand unter englischer Herrschaft. Der König von England hatte einen Verwandten, den Herzog von Cambridge, als Statthalter nach Hannover geschickt, und dieser Vertreter des Königs, der in Deutschland erzogen war, der sogar selbst einmal in Göttingen studiert hatte, der außerdem als General mit großem Erfolg an den Feldzügen der Befreiungskriege teilgenommen hatte, war eine beliebte und populäre Persönlichkeit. Man schimpfte in Göttingen nicht mehr über die bestehenden Verhältnisse als an anderen Orten, nur einzelne Heißsporne hielten es für eine Ehrensache, daß eine Universität wie Göttingen, eine Stadt der Intelligenz, auch beweise, daß sie modernen Ideen zugänglich sei. Aber selbst diese Heißsporne dachten wahrscheinlich gar nicht daran, eine Revolution in Szene zu setzen.

„Der Sonnabend 7. Januar," so erzählt ein Augenzeuge aus jener Zeit, „brach an wie gewöhnlich. Es war alles ruhig. Als ich aber genau um zwölf Uhr über den Markt ging, sah ich einzelne Herren aus verschiedenen Häusern am Markte kommen. Sie hatten weiße Binden am rechten Arm und Säbel an den Seiten. Zwei mir bekannte Privatdozenten waren darunter. Die Zahl mehrte sich. Einige trugen offen Pistolen im Gürtel, und der Doktor v. Rauschenplatt zeichnete sich durch eine große dreifarbige Binde aus, die von der Rechten zur Linken über seine Schulter hing. In einem breiten, dreifarbenen Gürtel, den er um die Taille geschnallt hatte, trug er vier Pistolen, zwei lange und zwei kurze, nebst einem Dolche. Seine Beine steckten in hohen Kürassierstiefeln, die weit über die Knie hinaufragten. Er sah aus wie Bramarbas selber, und als wolle er gleich alles mit Haut und Haaren auffressen. Die Herren sammelten sich auf der Rathaustreppe ganz still. Studenten kamen herzugelaufen, hörten, daß Revolution sein solle, liefen nach Hause und kamen mit Säbeln, Schlägern, Rapieren und anderen Waffen wieder. Niemand schien zu wissen, was eigentlich vorging, große Haufen umstanden das Rathaus, hielten die breite Treppe besetzt, und ein lautes Geschrei ward zuweilen vernommen, dann entstand ein allgemeines Gelächter.

Unterdessen waren die Führer, eben jene Privatdozenten und einige Advokaten, in das Beratungszimmer des eben versammelten Magistrats getreten, hatten diesem erklärt, daß er seine Sitzung zu unterbrechen habe, sich dann als Gemeinderat konstituiert und den verehrlichen Magistrat zur Tür hinauskomplimentiert."

Damit war die Revolution in Göttingen proklamiert, und man muß sich nur wundern über die urkomische und einfache Art und Weise, in welcher man in damaliger Zeit eine Revolution in Szene setzen konnte. Und doch hat dieser komische Beginn einer Revolution viel Lehrreiches auch für die Jetztzeit. Er beweist, daß man Revolutionen im Keime ersticken kann, wenn ein einziger energischer Mann im richtigen Augenblick zur Stelle ist. Hätte einer von den Polizeibeamten, die es in Göttingen gab, in jenen Stunden, in denen die Studentenschaft die Revolution noch von der heiteren Seite eines Ulks betrachtete, den Revolutionskomiker Doktor v. Rauschenplatt einfach herausgegriffen und eingesteckt, so wäre wahrscheinlich die ganze Revolution zu Ende gewesen. Aber das Wort „Revolution" genügte in damaliger Zeit nicht nur bei allen harmlosen Staatsbürgern, sondern auch bei der Polizei, um einen panischen Schrecken hervorzurufen, und so verschwand in dem Augenblicke, in dem Doktor v. Rauschenplatt mit seiner dreifarbigen Schärpe auf der Rathaustreppe erschien, alles, was Polizei hieß, nicht nur die Polizeibeamten und der Magistrat, sondern auch die Universitätsjäger und die Pedelle. Es stand in Göttingen ein hannöversches Jägerbataillon, und wahrscheinlich hätten fünf mit geladenen Gewehren versehene Jäger genügt, um noch am Nachmittag die Revolution zu beenden, ohne daß sie wahrscheinlich zu Waffengewalt hätten greifen müssen. Hören wir, was unser Gewährsmann weiter erzählt:

„Das Jägerbataillon, welches in Göttingen stand, war in einer fatalen Lage. Es waren nur einige Kompanien anwesend, die anderen beurlaubt; die jüngeren Offiziere wurden daher sofort weggeschickt, um die Urlauber zurückzuholen. Es kam hinzu, daß der Kommandeur die allgemeine Instruktion hatte, bei Tumulten nicht eher mit den Waffen einzuschreiten als nach gemeinsamer Aufforderung von seiten des akademischen Senats und des Stadtmagistrats. Da aber der Kommandeur keine Aufforderung erhielt, so blieb den anwesenden Offizieren nichts übrig, als sich in der Kaserne zu versammeln, um diese mit den vorhandenen Soldaten nötigenfalls zu verteidigen. Als ich nach Tisch wieder auf den Marktplatz kam, sah die Sache schon etwas anders aus. Feurige Reden wurden von der Brüstung des Rathauses gehalten, Proklamationen wurden verteilt, es wurden zwei Legionen gebildet, eine akademische und eine bürgerliche. Jeder Bürger wurde aufgefordert, entweder in Person zu erscheinen oder durch einen erwachsenen Sohn sich vertreten zu lassen. Keiner durfte ohne Waffen kommen. Es wurden zwei Hauptwachen errichtet, und für die Studenten hatte es etwas Verlockendes, daß ihre Hauptwache auf der Bierkneipe etabliert war, die nahe am Rathaus lag. Dies alles war in wenigen Stunden organisiert, und gegen Abend waren schon sämtliche Tore geschlossen und die Torwachen besetzt. Da sah man ganz gemütlich auf der einen Seite einen Studenten und auf der anderen einen Soldaten auf und ab marschieren. In welcher Unschuld man überhaupt noch lebte, geht aus der Aufforderung des Doktor v. Rauschenplatt, als des vorläufigen Befehlshabers der bewaffneten Scharen, hervor, die er an den Bataillonskommandeur erließ: er möge ihm doch die überzähligen Flinten überlassen, manchen seiner Leute fehlten noch Gewehre. Der Oberstleutnant ließ ihm erwidern, Herr v. Rauschenplatt schiene keinen Begriff von militärischer Schuldigkeit zu haben. Die Gewehre würde er nicht eher bekommen, als bis er die Kaserne erstürmt habe, und er wolle ihm versichern, daß ihm das nicht eher gelingen sollte, bis Offiziere und Soldaten Leichen wären, aber auch dann würde er die Gewehre in einem Zustande erhalten, daß er schwerlich noch Gebrauch davon zu machen verlange.

Der Kommandeur hatte nämlich die sämtlichen Hähne von den Flinten abschrauben lassen und diese Hähne auf ein Gerüst gelegt, das über der Leine schwebte, welche neben der damaligen Kaserne floß. Im Falle gewaltsamer Erstürmung sollten die Hähne sämtlich in die Leine geworfen werden."

Der Revolutionskomiker Rauschenplatt und seine Getreuen sahen nun doch wohl endlich ein, daß man öffentlich erklären müsse, weshalb man eigentlich eine Revolution in Szene gesetzt habe, und so erschien endlich am dritten Tage eine Proklamation, in welcher sich viele kräftige Worte und hochtönende Phrasen befanden, die aber auch keine Auskunft gab. Wer die Proklamation gelesen hatte, war so klug wie vorher, das heißt, er hatte keine Ahnung davon, weshalb man in Göttingen Revolution machte. Die Führer behaupteten, man wolle dem Könige einige Bitten vortragen, und damit die Bitten etwas mehr Nachdruck bekämen, habe man sich bewaffnet. Das sei auch nötig, um die Ordnung aufrecht zu erhalten. In der Tat wurde aber die Ordnung in Göttingen absolut nicht gestört. Nur die Mitglieder der akademischen und bürgerlichen Legion, die säbelrasselnd und in bekneiptem Zustande Tag und Nacht durch die Straßen zogen und johlten, verursachten Unordnung. Der Versuch, den einige halbwüchsige Bengel machten, einem mißliebigen Getreidehändler die Fenster einzuschlagen, wurde sofort und ohne jede Gewalt unterdrückt.

Die ungeheuerliche Furcht, die in damaliger Zeit das Wort „Revolution" besonders in den Kreisen der wohlhabenden Bürgerschaft erregte, war Veranlassung, daß die Leute in Göttingen, die sich bei den Revolutionären beliebt machen wollten, aus ihren Vorräten ganz gewaltige Quantitäten von Wein, Delikatessen und von Nahrungsmitteln, wie Brot, Wurst, Schinken, nach den Hauptwachen der Legionen schickten. Da in ihrer Angst die Gastwirte und Hotelbesitzer auch den Mitgliedern der akademischen und bürgerlichen Legion freies Bier gaben, so lebten die jugendlichen Revolutionäre wirklich wie die Mäuse im Speck, hatten keine Sorgen und konnten sich nach Herzenslust austoben.

Wie das aber immer so ist, vergrößerten die Gerüchte, die aus Göttingen in das Land hinausdrangen und durch welche Kunde bis nach Hannover zum Statthalter kam, die Dinge in ungeheuerlicher Weise. Nach diesen Gerüchten herrschte in Göttingen die Anarchie mit allen ihren Greueln. Die Mitglieder des Stadtmagistrats und des akademischen Senates waren angeblich ermordet, die Bibliothek und andere öffentliche Gebäude waren von den Revolutionären in Asche gelegt worden. Die gräßlichsten Plünderungen und Gewalttätigkeiten wurden angeblich von den Revolutionären verübt.

Die Regierung von Hannover sah sich daher veranlaßt, eine ganze Armee gegen Göttingen mobil zu machen. Durch einen geheimen Abgesandten der Regierung bekam der Kommandeur des Jägerbataillons in Göttingen den Befehl, die Stadt zu verlassen.

Die gutmütigen Revolutionäre lieferten ihm sogar noch die Wagen zum Transport des gesamten Gepäcks, der Munition und der Gewehre, welche als Vorräte in der Kaserne gelagert hatten. Mit klingendem Spiel zogen die Jäger ab, und als die Sache so hübsch verlief, wagte es der höchste Verwaltungsbeamte des Bezirks, dem Göttingen unterstand, der Landdrost Risper, nach Göttingen hineinzukommen und durch gütliches Zureden die Revolutionäre wieder zu besänftigen. Leider machte es den Studenten

einen kolossalen Spaß, den braven Landdrost, einen gemütlichen alten Herrn, im Hotel „Zur Stadt London" gefangen zu setzen. Er konnte dort nach Herzenslust essen und trinken, durfte aber das Hotel nicht verlassen. Zwei Studenten mit blanken Rapieren standen Posten vor der Tür des Zimmers, zwei draußen im Korridor, zwei vor der Haustür.

Der deutsche Student hält viel aus und steht unerreicht da, wenn es gilt, Bier zu vertilgen. Aber einem achttägigen ununterbrochenen Zechgelage leistete selbst ein damaliger Studentenmagen nicht genügend Widerstand. Am Sonnabend hatte die Revolution begonnen; nach acht Tagen nahm sie ein merkwürdiges Ende. Die Mitglieder der akademischen und bürgerlichen Legion waren durch die Nachtwachen, durch die Patrouillen, durch das Kneipen derartig ermattet, daß sie unbedingt des Schlafes bedurften. Die Straßen widerhallten also nicht mehr von dem Säbelgerassel, die Posten an den Toren wurden nicht mehr besetzt, da keine Ablösung mehr kam, und am Sonnabend den 14. Januar hätte bequem die Militärmacht von siebentausend Mann, die in aller Geschwindigkeit um Göttingen zusammengezogen worden war und welche sogar Kanonen mit sich führte, um die Stadt in Grund und Boden zu schießen, durch eine Patrouille von drei Mann Göttingen erobern können. Aber der General Busch, welcher diese Truppen befehligte, wußte noch nicht, daß die Revolutionäre aus Übermüdung schliefen, und mußte erst durch Boten aus der Stadt aufgefordert werden, am Sonntag vormittag einzurücken. Es geschah unter klingendem Spiel, und damit war die Revolution von Göttingen beendet.

Die siebentausend Mann kamen vorläufig in Bürgerquartiere, und das war die erste Strafe für die biederen Einwohner Göttingens, die allerdings meist Unschuldige traf. Die Führer der Revolution gewannen noch Zeit, um zu flüchten, und viele von ihnen gingen nach Afrika und sind dort oder in der französischen Fremdenlegion in Algier verschollen. Die meisten der Leute aber, die sich kompromittiert hatten, besonders die Studenten, hatten die Sache derartig als einen Bierulk betrachtet, daß sie nicht einmal einen Fluchtversuch machten, als die Regierungstruppen Göttingen wieder besetzt hatten. Man hätte heute wahrscheinlich, da durch die Revolution nicht für einen Pfennig Privateigentum verloren gegangen, nicht ein einziger Mensch zu Schaden gekommen war, die Sache als das betrachtet, was sie war, als einen Ulk, und hätte insbesondere die Studenten mit einigen Tagen Karzer davonkommen lassen. In jener Zeit dachte man anders. Eine große Menge kompromittierter junger Bürger und Studenten wurde nach Celle transportiert und dort von einem besonders zusammengesetzten Gericht zu langjährigen schweren Gefängnisstrafen verurteilt.

Das war aber nicht die einzige traurige Folge dieses Studentenulks, sondern Göttingen und seine Studentenschaft war im Reich derartig in Verruf gekommen, daß vorsorgliche und ängstliche Väter ihre Söhne nicht mehr dort studieren ließen. Über 1400 Studierende hatte Göttingen vor der Revolution gehabt; zwei Wochen später gab es nur noch 980, und in den nächsten Jahren fiel die Zahl der Studierenden bis auf 600, und es hat lange gedauert, bis sich Göttingen von den traurigen Folgen dieser Ulkrevolution wieder erholte.

Mannigfaltiges.

Eine Geisterbotschaft. — Ich befand mich als Schiffsjunge an Bord der „Möwe", einer schmucken deutschen Bark, die mit voller Ladung von London nach New York bestimmt war. An Bord war alles heiter und vergnügt, denn der günstige Wind brachte uns schnell vorwärts und verwandelte sogar unseren bärbeißigen ersten Steuermann in einen liebenswürdigen Vorgesetzten.

Etwa zehn Tage waren wir unterwegs, als ich in der Nacht mit dem zweiten Steuermann, namens Martens, auf Wache war. Plötzlich kam der Kapitän auf Deck. Er schien unruhig zu sein, und lange Zeit lehnte er an der Reling und blickte starr hinaus auf die Wogen, die wir wie ein Pfeil durchschnitten. Endlich schien er zu einem Entschluß gekommen zu sein; er trat auf Martens zu und sagte: „Martens, mir ist heute nacht etwas Außergewöhnliches passiert, und ich weiß nicht recht, was ich tun soll. Dreimal hörte ich eine laute Stimme, die mir zurief: Steure nordnordwest! Als ich sie zum ersten Male hörte, glaubte ich, jemand mache sich einen schlechten Scherz, aber es war niemand in der Kajüte, und dreimal wiederholte sich der Ruf."

„Das war eine übernatürliche Botschaft," erwiderte Martens scheu.

Er stammte aus Ostfriesland und war sehr abergläubisch.

„Das ist auch meine Ansicht, Martens," antwortete Kapitän Sanders. „Vielleicht sind Schiffbrüchige in jener Richtung in Gefahr."

„Den jetzigen Kurs zu ändern, ist eine zu große Verantwortlichkeit für mich; ich möchte vorschlagen, den ersten Steuermann rufen zu lassen, Kapitän," beugte Martens diesem Befehl vor.

„Heinrich," wandte sich der Kapitän an mich, „lauf und wecke Jürgens."

Ich eilte hinunter und weckte den Alten. Kaum hatte ich ihm jedoch die Ursache mitgeteilt, als er schimpfend auf mich los fuhr und mir beinahe eins versetzt hätte, wenn ich nicht so schnell ausgerissen wäre. Ohne sich Zeit zum Ankleiden zu nehmen, eilte er in Hose und Hemd auf Deck. Der Kapitän schien diesen Verstoß gegen den Respekt gar nicht zu bemerken, denn als er Jürgens sah, ging er ihm entgegen und sagte erregt: „Jürgens mir ist eine überirdische Botschaft geworden, und ich wünsche —"

„Ja, ja, ich weiß schon," knurrte der Alte.

„Was, haben Sie die Stimme auch vernommen?" fragte der Kapitän überrascht.

„Nein, ich hörte es von dem Jungen da. Es ist Alpdrücken gewesen, Kapitän. Alpdrücken — weiter nichts."

„Es war kein Alpdrücken, Steuermann," erwiderte Kapitän Sanders sehr steif, „und wenn ich die Stimme noch einmal hören sollte, so werde ich den Kurs ändern."

Ich sah, daß Jürgens bis zum Bersten wütend war. Ihm schien etwas auf der Zunge zu schweben, aber er hütete sich, es auszusprechen, denn es wäre gegen die Disziplin gewesen. Er schluckte einigemal und sagte dann verhältnismäßig ruhig: „Ich bitte Sie, hören Sie lieber nicht auf diese Stimme, Kapitän. Gehen Sie auch lieber nicht wieder zu Bett. Wir wollen aufbleiben und eine Partie Schafskopf spielen, und morgen früh nehmen Sie eine gehörige Dosis Rhabarber. Verderben Sie die schönste, schnellste Reise, die je über den Ozean gemacht wurde, nicht wegen eines bißchen Rhabarber, Kapitän."

„Steuermann," erwiderte der Kapitän ärgerlich, „ich werde nicht in dieser Weise gegen die klar ausgesprochenen Weisungen der Vorsehung handeln. Ich werde mich wieder ins Bett legen und wie gewöhnlich schlafen. Und läßt sich die Stimme noch einmal hören, dann — Sie können jetzt gehen, Jürgens."

Ohne ein Wort zu antworten, stapfte Jürgens gemessenen Schrittes wieder in die Kajüte hinunter; während Martens so erregt war, daß er sogar zu mir über die Angelegenheit zu sprechen anfing.

Eine halbe Stunde später kam der Kapitän wieder an Deck gestürzt.

„Martens," rief er aufgeregt, „steuern Sie nordnordwest bis auf weiteren Befehl! Ich habe die Stimme wieder gehört, und zwar so laut, daß mir beinahe das Trommelfell geplatzt ist."

Der Kurs des Schiffes wurde geändert, und Kapitän Sanders ging nicht eher wieder ins Bett, bis er seinem Befehl Folge gegeben sah.

Bald darauf wurde ich abgelöst. Als am Morgen der erste Steuermann an Deck kam, war ich nicht oben; die anderen erzählten mir jedoch, daß er die Kursveränderung sehr ruhig hingenommen hätte. Er hätte kein Wort gesprochen, sondern sich nur auf das Achterdeck gesetzt und die Backen aufgeblasen. Gleich nach Tagesanbruch erschien der Kapitän mit seinem Fernrohr auf Deck. Er schickte Leute nach vorn auf den Ausguck und nach oben in den Mars, während er selbst den ganzen Vormittag ausspähte, als erwarte er sicher, etwas Überraschendes zu sehen.

„Wie lange werden wir diesen Kurs beibehalten, Kapitän?" fragte Jürgens etwa um zehn Uhr.

„Ich kann es noch nicht genau sagen," erwiderte der Kapitän sehr förmlich, aber ich bemerkte, daß ihm diese Frage unangenehm war.

Mittags um zwölf Uhr bekam der erste Steuermann einen eigentümlichen Husten. Jedesmal, wenn er hustete, zuckte der Kapitän zusammen, bis er zuletzt wütend wurde. Man konnte es ihm vom Gesicht ablesen, daß er seine Torheit bereute und nur auf eine Gelegenheit wartete, um den richtigen Kurs wieder einschlagen zu können.

„Sie haben einen sehr schlechten Husten, Jürgens," bemerkte er.

„Jawohl, es ist ein schlechter, anstrengender Husten, Kapitän," erwiderte Jürgens. „Ich glaube, es ist diese Fahrt nordwärts, die mir im Halse sitzt."

Der Kapitän murmelte etwas und ging dann mit langen Schritten auf und ab; plötzlich blieb er dicht vor Jürgens stehen.

„Jürgens, es würde mir sehr leid sein, wenn ein so tüchtiger Seemann wie Sie mir auf der Reise krank würde. Aber Ihr Husten ist tatsächlich schauerlich, und wenn es wirklich diese Fahrt nordwärts ist, die ihn verursacht, so habe ich nichts dagegen, wenn wir dem Schiff wieder den alten Kurs geben."

Der Steuermann dankte und war eben im Begriff, den Befehl hierzu zu geben, als eine Stimme vom Mars rief: „Ahoi! An Backbord kleines Boot in Sicht!"

Als ob eine Kugel ihn getroffen hätte, so zuckte der Kapitän zusammen. Dann ergriff er ein Fernrohr und kletterte so schnell er vermochte in die Wanten. Ebenso schnell kam er wieder herab. Sein Gesicht strahlte vor Freude und Aufregung.

„Jürgens," rief er, „das ist ein Schiffbrüchiger! Was halten Sie jetzt von der Geisterstimme, die ich während der Nacht hörte?"

Der Steuermann sagte zuerst kein Wort, sondern nahm das Fernrohr und richtete es lange auf das kleine Fahrzeug. Als er zurückkam, las man auf seinem Gesicht, daß seine Ansicht über die Verrücktheit des Kapitäns sich vollständig geändert hatte.

„Es ist wunderbar, Kapitän," sagte er, „und mein Leben lang werde ich es nicht vergessen. Es ist augenscheinlich, daß die Vorsehung Sie ausgewählt hat, dieses gute Werk zu tun."

Er war so aufgeregt als alle anderen an Bord, nahm selbst das Ruder und wendete den Kopf des Schiffes dem kleinen Boot zu. Als wir uns demselben genähert hatten, wurde ein Ruderboot hinabgelassen. Martens, drei Matrosen und ich sprangen hinein und ruderten dem Schiffbrüchigen entgegen.

„Laßt das Boot treiben, wir wollen uns nicht damit aufhalten, rettet nur den Mann, der drin liegt!" rief uns noch der Kapitän nach.

Binnen kurzer Zeit lagen wir mit dem treibenden Boot Bord an Bord. Es war ein Segelboot, nur zur Hälfte mit einem Verdeck versehen. Aus der Luke desselben ragten der Kopf und die Schultern eines fest schlafenden und laut schnarchenden Mannes hervor.

„Armer Kerl," sagte Martens, „seht nur, wie abgemagert er aussieht!" Er beugte sich über Bord und packte den Schlafenden beim Rockkragen und Leibriemen. Martens war ein kräftiger Mann und hob mit Leichtigkeit den Fremden aus seinem in unser Boot hinein. Dann ließen wir das fremde Boot los. Als der Steuermann den noch immer Schlafenden in das Boot legen wollte, stolperte er und stürzte mit seiner Last der Länge nach hin. Jetzt öffnete aber auch der Gerettete die Augen, und kaum hatte er die Sachlage erkannt, als er wie ein Besessener aufsprang und über Bord wieder in sein Boot wollte.

„Haltet ihn," rief Martens, „er ist vor Angst und Entbehrung wahnsinnig geworden!"

Die Weise, in der sich der Mann gebärdete, erschien uns tatsächlich als die eines Wahnsinnigen. Er wehrte sich aus Leibeskräften, biß, stieß mit den Füßen und fluchte; wir hatten Mühe, ihn zu bändigen.

„Es ist alles in Ordnung, mein armer Bursche,"

beruhigte Martens. „Ihr seid in guten Händen, Ihr seid gerettet.“

„Schurken!“ stöhnte der Gerettete. „Was wollt ihr von mir? Wo ist mein Boot? Wo ist mein Boot?“

„Wir können uns mit dem Boot nicht aufhalten,“ erwiderte Martens. „Wir haben schon Zeit genug verloren, Euch zu retten.“

„Wer zum Henker hat euch beauftragt, mich zu retten?“ brüllte der Fremde. „Wenn es in Europa oder Amerika noch Gesetze gibt, so sollt ihr mir dies bezahlen.“

Inzwischen hatten wir die „Möwe“ wieder erreicht. Der Kapitän stand am Fallreep und begrüßte den Schiffbrüchigen mit einem freundlichen Lächeln.

„Willkommen an Bord!“ sagte er, dem Geretteten die Hand hinreichend.

Doch dieser nahm sie nicht. „Sind Sie der Anstifter dieser Gewalttat?“ schrie er. „Sandten Sie diese Burschen ab, um mich während meines Schlummers aus meinem Boot zu rauben?“

„Ich verstehe Sie nicht,“ versetzte unser Kapitän ganz verblüfft. „Sie hatten doch nicht die Absicht, in jenem kleinen Fahrzeug zu Grunde zu gehen? Mir wurde eine überirdische Botschaft, diesen Kurs einzuschlagen und Sie zu retten. Ist dies der Dank dafür?“

„Hören Sie,“ erwiderte der andere. „Mein Name ist Naskett, Kapitän Naskett; ich bin im Begriff, in dem kleinsten Boot, das je den Atlantischen Ozean kreuzte, von Boston nach Liverpool zu fahren. Und nun kommen Sie daher mit Ihrer vermaledeiten Zudringlichkeit und Ihrem Geistergefasel und verderben mir die ganze Fahrt. Wenn Sie glauben, ich ließe mich benutzen, nur um Ihre albernen Warnungen zu erfüllen, so irren Sie sich gewaltig. Ich werde die Gesetze anrufen.“

„Aber warum kamen Sie dann überhaupt an Bord?“ fragte Kapitän Sanders unüberlegt.

„Warum ich kam?“ heulte förmlich Kapitän Naskett hervor. „Eine Bande von Seeräubern enterte, während ich schlief, mein Boot, überwältigte mich und schleppte mich hierher. Und Sie fragen, warum ich kam? Hören Sie, wenn Sie nicht sofort meinem Boote nachsegeln und mich wieder hineinsetzen, so verklage ich Sie wegen Menschenraubs und mache Sie außerdem in beiden Weltteilen unsterblich lächerlich mit Ihrer Geisterbotschaft!“

Unserem Kapitän blieb nichts weiter übrig, als dem Wunsche des zur Unzeit Geretteten zu willfahren. Er atmete erst wieder auf, als wir den Amerikaner los waren. Er war ganz niedergeschlagen, und später hörte ich ihn selber zu Martens sagen, wenn er jemals wieder eines Fahrzeuges wegen seinen Kurs ändere, so wäre es nur, um es in den Grund zu bohren.

Leute, die überirdische Botschaften empfangen, sind in der Regel sehr schweigsam, aber Kapitän Sanders war von nun an der schweigsamste von allen, die ich je kennen lernte. Und damit nicht genug, er veranlaßte auch alle anderen an Bord, zu schweigen. Nach unserer Ankunft in New York las er in den Zeitungen, daß Kapitän Naskett von Boston mit seinem kleinen Fahrzeug wohlbehalten in Liverpool angekommen sei und die kürzeste derartige Reise gemacht habe, trotzdem er während der Fahrt aus seinem Boot geraubt worden sei und nahezu fünf Stunden verloren habe. Der Name des Räubers war aber nicht genannt, und das tröstete unseren Kapitän einigermaßen.

Seitdem aber hat er des Steuermanns Rat befolgt und jedesmal, wenn er gar zu geisterhafte Träume hatte, eine ordentliche Dosis Rhabarber genommen. [W. Stelljes.]

Hören auf weite Entfernungen. — Die Entfernung, auf welche man den Ton der menschlichen Stimme noch vernehmen kann, ist von den verschiedensten Umständen abhängig. So kann man über dem Wasser viel weiter als auf dem Lande, in der Kälte weiter als in der Wärme, von unten nach oben viel weiter als umgekehrt hören. Hulton in England konnte die Stimme eines Vorlesenden auf dem Wasser noch einmal so weit vernehmen als am Lande. In der Polargegend hörte der englische Reisende Parry eine gewöhnliche Unterhaltung oft auf anderthalb, einer seiner Begleiter sogar sehr gut auf zwei Kilometer Entfernung. Das war bei 28 Grad unter Null. Aber dazu bedarf es nicht einmal dieser Kälte. Nicholson erzählt, daß man Nachts auf der Westminsterbrücke zu London die Stimmen der Arbeiter des vier bis fünf Kilometer entfernten Battersea vernimmt. Das Rufen der Schildwache von Portsmouth an der englischen Südküste soll Nachts bei Rida auf der Insel Wight, etwa sieben Kilometer weit, deutlich hörbar sein. Das Lachen der Matrosen eines Kriegsschiffes bei Spithead wurde ebenfalls eine Wegstunde weit bis Portsmouth gehört.

Erstaunlicher klingt schon, was von Derham und Young betreffs Gibraltars behauptet wird, wo die menschliche Stimme bei klarer Luft und Windstille sechzehn Kilometer weit über das Wasser dringen soll. Indessen ist das sehr wohl glaublich, denn in passend geformten Schluchten steigt die Schallwirkung noch höher. Im Grand Cañon von Colorado können sich zwei Personen auf neunundzwanzig Kilometer Entfernung zurufen, also beinahe vier deutsche Meilen weit. Die Verhältnisse der Schallfortpflanzung sind fast unberechenbar, denn während zum Beispiel im allgemeinen dichte Luft die Hörbarkeit entschieden vergrößert, ist das Umgekehrte doch ebensogut beobachtet worden. Bravais und Martins hörten eine auf dem Resonanzboden befestigte Stimmgabel 379 Meter weit in der Ebene, 550 Meter dagegen auf der Höhe des Faulhorns, wo die Luft bereits erheblich dünner ist. [B.]

Der kurzsichtige Sonntagsjäger.



Der erste Has'! ... Da wird mei' Alte schau'n!

Derber Hieb. — Friedrich der Große bewirtete einst im Schloß Sanssouci eine heitere Gesellschaft von Künstlern und Gelehrten. Unter den letzteren befand sich ein Berliner Professor, der in redseliger Weinlaune erst von der schlechten Bezahlung der deutschen Literaten und später über die Lehre der Seelenwanderung schwatzte, wobei er den gewagten Witz hervorbrachte, er erinnere sich in solchen heiteren Stunden, wie die gegenwärtige, sehr wohl, daß er einstmals das goldene Kalb der Israeliten gewesen sei.

„Kann schon sein,“ bemerkte hierzu der König, „wenigstens hat Er währenddem nichts weiter eingebüßt als das Gold.“ [—dn—]

Leiter-Rätsel.

A				D
A	A	B	C	E
E				E
E	E	E	G	G
H				I
I	I	I	K	K
L				L
L	N	N	N	N
O				O
O	Ö	R	R	R
R				R
S	S	T	T	U
U				Y

Die Buchstaben in obiger Figur sind derart umzustellen, daß in den Querbalken der Leiter bekannte Wörter entstehen, und die Längsseiten, von oben nach unten gelesen, je einen deutschen Dichter nennen. Die Sprossen der Leiter bezeichnen, oben beginnend, der Reihe nach: 1. eine Insel der großen Antillen, 2. einen Nebenfluß des Po, 3. einen russischen Binnensee, 4. ein Sternbild, 5. einen bekannten Rechenmeister, 6. eine Pflanzengattung.

Auflösung folgt in Nr. 3.

Scharade. (Dreisilbig.)

Sommer schwand und Herbst mit den beiden Letzten,
Die in Wald und Feld uns so oft ergötzten;
Öde ist's und kalt, Winter kam heran,
Und nun liegt die Welt in der Ersten Bann.

Ist das letzte Paar auch dahingegangen,
Sieht das ganze Wort man dafür nun prangen;
Doch der Sonnenstrahl, jenen unentbehrlich,
Diesem Ganzen wird er gar bald gefährlich.

Auflösung folgt in Nr. 3.

Homonym.

Als Lockruf ist das Wort bekannt;
Rasch kommt die junge Schar,
Wenn sie es hört, herbeigerannt,
Schutz suchend vor Gefahr. —
Auch kam ich hochberühmt in Ruf,
Als reich an Melodie
Ich kunstvoll viele Werke schuf
Und sie der Welt verlieh.

Auflösung folgt in Nr. 3.

Auflösungen von Nr. 1: des Bilder-Rätsels: Im Kreise befinden sich vierzehn Adern. Die Ziffern nennen der Reihe nach diejenige Ader, welche die betreffende Anzahl Ausläufer hat. Die von der betreffenden Ader getroffenen Silben oder Buchstaben werden dann in der Reihenfolge der Ziffern gelesen und man erhält: „Wenn mancher Mann wüßte, wer mancher Mann wär', thät mancher Mann manchem Mann manchmal mehr Ehr'!“; des Scherz-Rätsels: Fin—stern—is.

Redigiert unter Verantwortlichkeit von Th. Freund, gedruckt und herausgegeben von der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.